

# Berliner Tageblatt



## und Handels-Zeitung.

Über unbenutzte eingekaufte Manuskripte übernimmt die Redaktion keine Verantwortung.

Chief-Redakteur: Theodor Wolff in Berlin. Druck und Verlag von Rudolf Wolff in Berlin.

### Der Heidelberger Parteitag.

Für eine einheitliche Partei auf Grund eines freiheitlichen Programms und einer die Bewegungsfreiesten Organisation hat sich gestern der Parteitag der deutschen Volkspartei in Heidelberg ausgesprochen. Dieser Beschluß hält sich äußerlich im Rahmen der Mündigen Resolution des Vierer Ausschusses, der ja gleichfalls einen Zusammenschluß der freimündigen Parteien im Auge faßte. Aber er macht doch zugleich etwas Neues mit sich geltend, das in München nur unter der Voraussetzung einer vorläufigen Bestätigung aber die wesentlichen Programmpunkte, organisatorischen und tatsächlichen Fragen ausgeklärt worden war. Denn die süddeutschen Demokraten stellen nicht bloß die Einigung an die Spitze ihres Beschlusses, sondern sie erklären sich auch gegen eine Überwindung der gesunden Entwicklung hemmende Beschränkung. Und noch mehr als in der Resolution kam in der Verhandlung selbst der Wille zur Einigung zum Vorschein und erweist sich als ein lebendiges Element. Wenn die große liberale Volkspartei vereint wird, dann wird man auf die Süddeutschen zählen können. Diese Gewissheit bleibt; und wir möchten die Hoffnung nicht aufgeben, daß der Süden auch in diesem Falle den Norden mit sich fortziehen wird.

Allerdings haben die süddeutschen Demokraten die einschneidende Bedeutung gemacht, daß durch die Organisation die Bewegungsfreiheit der Parteigenossen der „einzelnen Länder“ gewährleistet wird. Unter den „einzelnen Ländern“ ist Württemberg, Baden und vielleicht auch Bayern zu verstehen. Der Ausdruck ist etwas schief, da selbst die Reichsverfassung nur von Bundesstaaten, nicht von „Ländern“ spricht. Dagegen will ja gerade der entscheidende Liberalismus die Reichseinheit gewiß nicht aufgeben. Was die Süddeutschen meinen, das ist die Abwehr zentralistischer Tendenzen, unter denen ihre Eigenart leiden könnte. Sie sagen: Macht im Norden, was wohl die wohl, aber läßt uns im Süden ungebunden; wir wollen selbst entscheiden, was uns kommt und nicht.

Dieses Verlangen ist begründet. Nur erteilt man sich in Heidelberg als man annimmt, daß der liberale Norden auch nur in tatsächlicher und organisatorischer Beziehung eine Einheit darstelle. Es handelt sich hierbei überhaupt nicht um territoriale Differenzen, sondern um Meinungsverschiedenheiten, die sich oft genug in bestimmten Städten und gemeinden wiederholen. Und die norddeutschen Liberalen, die sich die Verhältnisse nicht von irgend einer Zentralstelle vorzeichnen lassen wollen, haben das gleiche Recht, nach ihrer Eigenart respektiert zu werden, wie die Süddeutschen. Der Individualismus ist nun einmal vom Liberalismus nicht zu trennen. Deshalb wird immer die Vorbedingung der liberalen Einigung bleiben müssen, daß der einzelne Parteigenosse nicht etwa in den Rahmen einer allseitigmachenden Parteiführung gezwungen wird, ganz gleichgültig, ob er zufällig in einem der nördlichen oder der südlichen „Länder“ wohnt. Wollen die süddeutschen Liberalen dazu mitwirken, daß den norddeutschen Liberalen eine tatsächliche und organisatorische Einheit gelte, dann werden sie sich nicht bloß selbst den besten Dienst leisten, sondern sie

werden auch zu einem neuen Leben des Liberalismus im ganzen Reich tatkräftig mitwirken. Das ist es ja überhaupt, was alle aufrechten Liberalen von einer Einigung des entschiedenen Liberalismus erwarten, daß er nämlich selbst einen großen Aufschwung nimmt und damit auch auf die Gesetzgebung und Verwaltung im Reich und in den Einzelstaaten einen stärkeren Einfluß gewinnt. Herr v. Waber hat gestern in sehr geschickter Weise eine Rechtfertigung der vorliegenden Resolution versucht; aber er konnte doch nicht darüber hinwegkommen, daß sich der Freisinn schon beim Vereinsgesetz bloßgestellt hat, daß ihm Herr Waber bei seiner Wahlrechtsklärung im preussischen Abgeordnetenhaus den Stuhl vor die Tür stellte und daß die ganze Modorra in einem großen Saale des Liberalismus ihren Abschied nahm. Herr v. Waber hat es deshalb etwas optimistisch, daß Herr v. Waber noch am Ende der Resolution die Hoffnung aufplante und schon wieder von Herrn v. Bethmann Hollweg das „Verständnis“ ermahnt, daß er auf den Liberalismus Rücksicht nehmen wird, soweit es unter den obwaltenden Umständen möglich ist.

In solchen Erwartungen läßt man sich täuschen. Und wie wir wir und wie die Süddeutschen, daß Herr v. Waber mit einem solchen Wähler die Aufhebung des Storks mit einem Seufzer der Befriedigung begrüßt hat, der wird auch durchaus mit Professor Ludde sympathisieren, der in der Resolution eine Abkehr nach rechts erblickte. Auch darin stimmen wir Herrn Professor Ludde durchaus bei, daß zwischen dem entschiedenen Liberalismus und der Sozialdemokratie zwar eine Grenze besteht, aber diese Grenze ist nicht eine meinteiliche, sondern eine durch die Beziehungen zwischen dem Freisinn und der demokratischen Vereinigung nicht abbrechen.

So bestimmt wir uns indessen bei dem Dilemma „Waber oder Ludde?“ auf die Seite des letzteren schlagen würden, so wenig können wir Herrn Professor Ludde zustimmen, wenn er zu der liberalen Einigung kein Ja sagt. Wir kommen eben mit der Eigenbröckerei nicht weiter. Erst muß einmal der entschiedene Liberalismus einig sein, ehe er eine Macht im Reiche darstellen und die praktische Politik beeinflussen kann. Deshalb wäre es auch grundfalsch, wollten wir etwa die vorwärtstreibenden liberalen Elemente ihre Beziehungen zu der neuen Partei überlassen. Die Einigung ist dazu der erste Schritt; und es ist daher mit großer Mehrheit ausgesprochen, jegliche der Heidelberger Parteitag einen gesunden Blick für die Realitäten des politischen Lebens.

\* Auf dem Freiheitspartei der Liberalen Partei im Wahlkreis Nordbrandenburg-Grafschaft Gohrenstein, der gestern in Nordbrandenburg, wurde ein Privat-Telegramm zufolge in einer Resolution die **Verpflichtung der drei freimündigen Fraktionen** zu einer einzigen großen Fortschrittspartei als erstrebenswert im Interesse des Gesamtliberalismus bezeichnet, jedoch eine gründliche Überlegung über die in Betracht kommenden programmatischen und tatsächlichen Fragen als Vorbedingung hingestellt.

das höchste Wort. Knaus gehörte zu denen, die im Wege standen, die weichen mußten. Wenn er auch, wie man behaupten muß, niemals als Feind der neuen Aufregung in die Welt kam, so war er doch ein Feind der Freiheit, die damals als der einzige Maßstab der Kunst galt (es war das größte ästhetische Irrtum, der jemals geübt hat); und das konnten seine lieblichen goldenen Träume so gar nicht vertragen. Man hatte in dem Drange des Kampfes keine Zeit, in der Schar der Begier einzelne zu unterscheiden, es gab Schnellfeuer auf die ganze Masse: wenn es traf, traf es. Das war für die Besen unter den Allen eine bittere Zeit.

Jetzt sprechen die Entel. Sie sind gewiß der Weltanschauung, die Knaus vertritt, noch viel ferner gerückt, starke und zum Teil brutale Naturen haben die Illusion von der Vortrefflichkeit des ländlichen Lebens erbaumungslos zertrümmert. Sie empfinden die Lebensbedeutlichkeit der Darstellung, die Lebensfülle des Ausdrucks fast als Schmerz, sie können sie nicht einmal mehr auf dem Zehner vertragen, zu dessen geheiligten Mitteln sie zu gehören schienen. Aber sie machen diese Dinge weniger zum Ausgangspunkt der Beurteilung eines Künstlers, geben in ihnen der Persönlichkeit ein größeres Recht, fassen sie, da sie überwinden sind und der eigenen Kunst nicht mehr gefährlich werden können, sogar als Fremdbedeutigkeit an. Und während die Natur, ein wenig im Kreis gefangen ist, ist die Kunst gefangen. Sie sehen sie nicht mehr bloß als Form, sondern als Gegenwert. Deshalb haben sie für gewisse Qualitäten knauser Bilder aus seiner guten Zeit ein starkes Gefühl, ein stärkeres vielleicht als seine Zeitgenossen. Durch sie wächst er ihnen über viele verirrte Weisen der Dichtung hinaus. Wie er bei Farbe, das farbmaterial liebevoll, handwerklich liebevoll wie der alte Meister, behandelt, daß es ganz rein, ganz transparent, ganz fest dastehet und wie ein edler Stoff schimmert; wie er es handhabt, vorsichtig und doch fest, daß der Fleck sitzt und tritt und man die schöne Färbeführung folgen kann, nicht, die beim Malen so wichtig ist wie die schöne Färbeführung beim Schreiben (Journale); wie er immer, so weit ihm die Feinheiten seiner Kunst ergehen, das Bild im Auge hat und alles in feiner warmen goldenen Ton taucht, der zu seiner Aufklärung der Dinge so gut paßt: das ist es, was wir be-

### Eisenbahnverbote.

Von [Redaktion verboten]

Ludwig Thoma.

Es gibt für ästhetische Bourgeois nur ein Mittel, auf Wege zu antworten. Auch bei im trüglichen Feste erkläre Bestand weis das noch auszuliegen, das man beim höchsten Wädelmeister die Semeln absetzt oder beim feinsten Wirt kein Bier mehr holt, und so hilft sich der Staat, indem er unliebsame Maßblätter auf seinen Bahnhöfen nicht mehr verkaufen läßt.

In diesem Sinne hat nun die bayerische Regierung den „Simplicissimus“ aus allen königlichen Verkehrsstationen entfernt unter dem Vorwande, daß die letzte Korrektur eines Wagens alle Gerenzen des Glanzes übersteige. Der wahre Grund ist natürlich ein anderer, denn das mit dem Staatsbroschett gezeichnete Bild vor ungemein harmlos und in gewisser Beziehung schmeichlich, und es konnte wirklich niemandem auftragen.

Aber seit Jahren arbeitet der allmächtige Klerus daran, dem verhassten „Simplicissimus“ in irgendeiner Form den Krieg zu erklären.

Die Aut hatte eine solche Stehgröße erreicht, daß von ultramontanen Vätern die Grundung eines katholischen Maßblattes vorgeschlagen wurde, und zwar niemals ein bayerisches Ministerium auf einem Haupte besonnen gesehen hat, der weiß, wie unangebracht der Vorschlag, mit solchen Köpfen zu machen, war.

Das Projekt verarmt in dem unermesslichen Sande ultramontaner Gehirne. Nun ist — was man in Norddeutschland wohl nicht weiß — der eigentliche Leiter der bayerischen Eisenbahnen ein Geschäftler, der Abgeordnete Pichler aus Passau, welcher als Minister im bayerischen Landtag tatsächlich die Direction an sich gebunden hat.

Wenn das unwahrscheinlich klingt, der kennt eben bayerische Verhältnisse nicht und vergißt, daß die agrarische Majorität ohne jede Rücksicht auf Personen und Sachen die Lebenskraft der Zahl misbraucht und daß sie einem ungeschlossenen Eisenbahnnetze zugleich lächerlich den Verkehr unterbrechen würde, genau so gewillens halt und fähig, wie sie vor Jahren die paar Lumpigen Soldaten für Kaufleute von Kaufverträgen gestrichen hat. Ja, der bayerische Eisenbahnminister — ein grandguignolischer Herr — muß sehr hoch sein, wenn sich die Friedensbedingungen der liberalen Partei bei ihm auf sein Nestort beziehen. Es fann ihm gelassen, aber er für kein Jörn gegen seine Kollegen erhalten muß, und daß ihm die notwendigen Pflichten bewusst werden, weil sich die Politik gegen einen liberalen Schallebrecher aufreißt.

Er muß unrentable Bahnen nach Maßstab der Kosten (Kilometer), muß sich von Landfahrern festgesetzte Umwege vorschreiben lassen (Kirchweidach), muß Winterwäldern Vorkabahn genehmigen, bloß weil sie ultramontanen Wägen zum Lande hinauszuweisen, um für schneidende Wechsellinie einige Hunderte zu erhalten, er muß sich von irgendwelchen ultramontanen Postgeheimnissen festhalten lassen, die Zerstörung von dem nächsten Feindes meiser Besätze in seiner Fahrplanaufstellung gelassen lassen, und kurz und gut, er muß kein Nestort nach dem Gesellen von Reuten haben, die heute noch nicht wissen, was eigentlich in der Lokomotive darin ist, daß sie von selber läuft.

Wie soll der Mann sich dagegen auflehnen, daß ihm die Duldung des „Simplicissimus“ scheinlich verboten wird? Wenn er „nein“ sagt, stellt vielleicht irgendein Kammer in Reichsbahnen sein Votum, die Zerstörung wieder aufzuheben, und die Majorität des Landtages würde scheinlich die ultramontanen Wünsche eines Ober-, Unter- oder Niederbayerischer Senzitäten höher bewerten als die Verbindung mit dem Hafen von Triest, von der sie sich sowie nichts Rechtes

### Ludwig Knaus.

Zu seinem achtzigsten Geburtstag.

Es ist eine große Chance für einen Mann, seine Entel zu erleben. Schön ist zweifelhaft: Vater denkt und spricht anders, und man muß sich damit auseinandersetzen; es ist das Segenerische, gegen das man sich zu behaupten hat. Entel sind aber meistens gut: Großvater denkt und spricht reichlich noch viel mehr anders, aber das ist ohne Konsequenzen; man empfindet einen gewissen fremdbartigen Reiz an seinen Behauptungen und oft eine Gemeinlichkeit gegen Vater. Diese Erfahrung aus der Familie gilt auch für das öffentliche Leben, für das Verhältnis der Generationen in fast allen Zeiten. (Wieviele könnte man die ganze Geschichte der Menschheit an starren darstellen, wenn man sie als einen Kampf der ungeraden mit den geraden Generationen aufsaßt.)

Was das mit Ludwig Knaus zu tun hat? Nun, er gehört eben in die Großvätergeneration und wir sind die Entelgeneration. Es ist wohl das Beste, was wir an diesem feinen Ehrentage tun können, wenn wir uns klar zu machen suchen, was das in diesem besonderen Falle bedeutet.

Der junge Knaus trat, als er vor nun gerade sechzig Jahren — sechzig Jahren! — mit seinen ersten Bildern auf, in das Zeitalter des Gefalles feiner Zeitgenossen. Währendes und Weiteres aus dem Leben der Bayern, das man damals in einer Epoche die vor sich selbst bis in die fernsten Fernen der Zeit und der Erde floss, sehr romantisch als das Schöne und Bessere sah, mit großer Lebhaftigkeit erzählt in anmutigen Formen, in leuchtendem und harmonischem Anmutig dargestellt: die ganze Welt jubelte dem jungen Deutschen zu. Die ganze Welt: es ist nicht übertrieben. In Paris, dem damals noch unbestrittenen Vorort der Kunst, gab man dem vierundzwanzigjährigen, durch niemand protegierten Fremden die zweite und ein paar Jahre später die erste Medaille, und Amerika erfahnte seine Hauptwerke. Ein Erfolg, der etwas Märchenhaftes hat, und der sich bei keinem anderen Meister wiederholt. Verli hätte von Paris aus daselbe erreichen können, als einziger, wenn er dort geliebt wäre.

Nun die Generation der Entel. Vor dreißig Jahren. Die wollten etwas ganz anderes: Wahrheit war ihnen

wundern, und was ihn in die Linie unserer Entwicklung stellt, wenn wir sie nach rückwärts verfolgen.

Knaus: er hat für ein paar der schönsten Bilder des Jahrhunderts gemalt. Und wenn wir seinen Namen ansprechen, denken wir nicht mehr an die Schwächen und an die Schwächen, sondern wir fühlen den Reiz dieser edlen Farbenwirkung auf der Neugier, wie wir, wenn ein guter Wein genannt wird, seinen Geschmack auf der Zunge haben. Und in der Dankbarkeit dafür sehen wir den prächtigen alten Herrn mit Freunden an, wenn wir ihn begegnen. Es ist eine feine und behagliche Atmosphäre um ihn wie um manchen seiner Altersgenossen, die wir zu gehen eben so geneigt sind wie die guter Räume aus Großvaterszeit. Wir haben und brauchen es für alle Tage heller, luftiger, fähiger, schärfer, aber gerade deshalb . . .

Fritz Stahl.

### Ein Schweizer Hochgebirgsroman.

Von [Redaktion verboten]

J. C. Hoer.

Die Schriftsteller geht in der Schweiz auf hartem Boden, in einer Landschaft aber ist sie doch ein ausgezeichnetes Material. Und sie ist, wie bereits die Klaffter erkannt haben, durch Natur und Volk ein unerschöpflicher Born edler dichterischer Stoffe. Auf engem Raum ein überaus reiches Reichum! Die großen poetischen Ideale des Landes beruhen nicht bloß darin, daß die Bergwelt über seine Täler und Gauen fließt, die Sturzabfälle das Lieb ewiger Schöpfungsaft, die Gassen und Straßen stellen die Paradiese des Erdens loben; — sondern der dichterische Reiz der Schweizer Gegenden liegt vor allem darin, wie sich der bald amüthigen, bald erhabenen und schreckhaft gewaltigen Natur die Lebensbilder einer uralten menschlichen Kultur verbinden, die in ebenjohil Gegenständen spielt wie die Welt des Landes. In Galden, wie Galden und Gené eine Weltverfeinerung, ein Luxus, der uns an Berlin und Paris erinnern kann, an den Stromläufen eine industrielle Tätigkeit, die mit ihrem Handel die Welt umspannt, in vielen fernen Tälern aber noch eine bedürfnisvolle, bäuerliche Eigenwirtschaft wie zur Zeit, da Königin Vertha durchs Land tritt